



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und uns dünkt wirklich, als ob die Füße derer, die das Ministerium Jolly begraben haben, schon vor der Thüre seien, auch das neue Ministerium hinauszutragen. Auf alle Fälle wird die national-liberale Partei gut thun, sich nachdrücklich an den Wahlspruch des großen Preußenkönigs zu erinnern: *toujours en vedette!* Sr.

Literatur.

Die Lebensgeschichte der Menschheit. Kulturgeschichtliche Forschungen und Betrachtungen. Von Friedrich Freihold. Erster Band. Jena, S. Costenoble, 1876.

Der Grundgedanke dieser Schrift ist kein neuer, er ist die Herder'sche Anschauung von der Geschichte, nach welcher dieselbe als die Entwicklung eines aus bestimmter Anlage hervorgegangenen Organismus aufzufassen ist, und Einzelmensch, Volk und Race nur Glieder der Alle harmonisch zusammenfassenden Menschheit sind, die so in ihrer gesammten Lebenshätigkeit als eine Person erscheint. Der Verfasser ist der richtigen Ansicht, daß Herder diesen Gedanken nicht vollständig durchgeführt habe; wenn er selbst aber nun an diese Aufgabe geht, so überzeugen wir uns schon auf den ersten Seiten, daß dem guten Willen nicht das genügende Vermögen zur Seite steht, mit andern Worten, daß er zwar ein gebildeter Geist und nicht ohne einen gewissen Scharfblick, aber immerhin ein Dilettant auf diesem Gebiete ist, der sein Wissen in der Hauptsache aus Herder, Bunsen, Burdach und — Rotteck, zum guten Theil auch aus Th. Rohmer (!) geschöpft hat und von den Resultaten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen so gut wie keine Kenntniß besitzt. Neben manchen guten Gedanken enthält dieser Band daher viel Veraltetes und, wo der Verfasser selbst vermuthet, schließt und vergleicht, oft Schiefes oder vollständig Falsches. Auch die Sprache, in der uns das vorgetragen wird, ist mit ihrem blumenreichen Pathos die eines Laien.

Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder. von H. Scheube. Erster Band: von Ludwig dem Vierzehnten bis auf Friedrich den Großen. Berlin, 1876, Webekind & Schwieger.

Dieser Band giebt nach einem Rückblick auf das siebzehnte Jahrhundert und namentlich auf den Hof Ludwigs des Vierzehnten zunächst Bilder aus den Tagen der Regentschaft, wo die bekannte Prinzessin Elisabeth Charlotte von Kurpfalz besondere Berücksichtigung erfährt, dann die Anfänge der feinen

Gesellschaft und der geistreichen Kreise in Paris, die sich um die Herzogin von Maine gruppirten, und hierauf die vornehmen quietistischen und pietistischen Gesellschaften in Westdeutschland mit ihren Damen. Ein weiteres Kapitel führt uns an die deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts und bringt Porträts u. A. von Sophie von Hannover und Sophie Charlotte von Preußen. Wieder ein anderes beschäftigt sich mit den hervorragenden Frauen aus der ersten Zeit Ludwigs des Fünfzehnten. Dann werden wir in die geistige Bewegung der damaligen französischen Gesellschaft eingeführt; die Stellung der Frauen zur Philosophie der Zeit und der Salon der Marquise von Lambert werden geschildert, Frau Fontaine-Martel geht an uns vorüber, wir blicken in die lustigen Abende bei Frau Denis und in das Neuigkeitsbureau der Madame Doublet u. d. Das nächste Kapitel zeigt uns Voltaire und seine „göttliche Emille.“ Im weiteren Verlauf betrachtet der Verfasser die Geistesbildung der deutschen Frauen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und — in etwas wunderlicher Verbindung in demselben Abschnitt — die Frauenmoden unter Ludwig dem Fünfzehnten. Das Schlusscapitel endlich hat es zunächst mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seiner geschichtlichen Bedeutung für Preußen und Deutschland zu thun, bespricht dann sein Verhältniß zu seiner Gemahlin und seinen Kindern und endigt mit einem Bilde der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, der bekannten Schwester Friedrichs des Großen. Etwas Neues über den Gegenstand des Buches erfahren wir in allem dem nicht. Aber der Verfasser weiß im Ganzen hübsch zu erzählen und lebhaft zu schildern. Nur hätte er in der Heranziehung von Personen und Verhältnissen, die nur mittelbar zu den Frauen des achtzehnten Jahrhunderts in Beziehung stehen und nur zum Verständniß der letzteren erwähnt und charakterisirt werden mußten, sich kürzer fassen sollen. Was soll z. B. in Capitel 4 die breite Erzählung vom vertrockneten Lutherthum und seinen Zionswächtern, und was hat die ausführliche Charakteristik des Vaters Friedrichs des Großen, der wir im Schlusscapitel begegnen, während hier von Wilhelmine von Baireuth nur auf 6 Seiten die Rede ist, in einem Buche zu suchen, das uns vor Allem Frauen schildern will?

Das Gastmahl des Trimalchio. Ein Cultur- und Sittengemälde aus der Zeit des Kaisers Nero. Nach den Satiren des Petronius von Heinrich Merckens.
Jena, Hermann Costenoble, 1876.

Die Satiren des Petronius sind, wie wir den Philologen und Historikern unter unsern Lesern nicht zu sagen brauchen, ein getreues und ungemein lebendiges Bild der Sitten, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung in den Kreisen der reichen Römer herrschten, und das Gastmahl des Trimalchio ist ein Bruchstück oder eine Episode dieses culturgeschichtlichen

Gemälde, welche erst vor etwa zweihundert Jahren in einem Mönchskloster zu Trau in Dalmatien wieder aufgefunden wurde. Der Ort der Handlung ist wahrscheinlich Neapel. Zwei junge römische Bürger, Encolpius und Ascytus, beide Indusrieritter, Schmarozer und Gauner, beide in alle Geheimnisse und Bräuche der liederlichen Gesellschaft eingeweiht, haben sich mit ihrem Liebling Giton in die Provinz auf Abenteuer begeben. Sie kommen auf ihrer Reise nach Neapel, wo sie hören, daß der Sevix (Priester) Cajus Pompejus Trimalchio, ein reicher, ungebildeter, aber eingebildeter Emporkömmling, ein Gastmahl zu geben im Begriff ist, und demselben beizuwohnen beschließen, was ihnen nicht schwer fällt, da Trimalchio offene Tafel hält. Die Beschreibung des Schmauses führt uns eine Menge seltsamer und kunstreicher Gerichte, Geräthe und Geschirre vor, die uns zeigen, in welcher raffinirten Weise das Hauswesen der damaligen römischen Nobels eingerichtet war, und die dabei geführten Gespräche der Gäste, sowie die Reden Trimalchios und sein Betragen gegen seine Frau enthüllen uns die ganze Gemeinheit und Verkommenheit der Welt, deren Typen Gastgeber und Gäste sind. In der That, die letzteren sind ihres Wirthes, dieses ordinären, großthuenden, eiteln Geldproken vollkommen würdig, die ganze Gesellschaft besteht aus dem Abschäum und Bodensatz der vornehmen Kreise, aus freigelassenen und reichgewordenen Sklaven, Glückrittern, in herkömmlichen glatten Formen gewandt sich bewegenden Lumpen, die eine Auffassung der Menschen und Dinge kundgeben, welche an den gebildeten Hausknecht erinnert. So ist das Gemälde ein sehr widerwärtiges, aber von hohem Werthe für die Kenntniß vom Stande der Gestattung in weiten Kreisen des kaiserlichen Rom zur Zeit, wo Tacitus schrieb, und gewissermaßen eine Ergänzung des Inhalts von dessen Schriften. Wir bemerken noch, daß der Uebersetzung die Ausgabe der Satiren Petrons von Bücheler zu Grunde liegt, die 1871 erschien, und daß dabei u. A. eine Bearbeitung des Gastmahls von L. Storch benutzt worden ist.

Homer's Odysee übersetzt von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt a. M. Verlag von M. Diesterweg, 1876.

Die bisherigen Uebersetzungen der Irrfahrten des vielgerissenen Dulders Odysseus gaben uns das Original in seinem eignen Vermaße, also in Hexametern wieder. Man konnte meinen, das wäre selbstverständlich, zumal die deutsche Sprache, wie Donner, Minnikiz und Jordan durch ihre Leistungen gezeigt haben, sich sehr wohl für dieses Metrum eignet. Die vorliegende Uebersetzung hat einen andern Weg eingeschlagen, und das Ergebnis kann nicht anders als sehr befriedigend genannt werden. Herr Schwarzschild hat die italienische Stanze gewählt, und wenn er dies bei der Ilias nicht hätte thun können, ohne der Urdichtung einen falschen Ton und ein unpassendes

Gewand zu geben, so lieft sich unserer Meinung nach seine Verdeutschung in gereimten Jamben ganz außerordentlich gut und sogar besser, als die ihr vorangegangnen in Hexametern nachgedichteten. Es verhält sich eben anders mit der Odyssee als mit der strengen, gepanzerten, gewaltigen Ilias. In ihr ist die altklassische Würde und Hoheit aufs Innigste verschmolzen mit einer wunderbaren Romantik, wie wir sie selbst bei den italienischen Dichterheroen vergeblich suchen. Die sittliche Idee, welche sich durch das Ganze hindurchzieht, leidet durch die vielfach eingewebten humoristischen Episoden durchaus nicht. Die grausvollsten Abenteuer wechseln mit den zartesten Idyllen, mit den entzückendsten Naturmalereien. Nirgends ist die Rohheit der Völker, die Grausamkeit und Wildheit der Menschen schreckensvoller, nirgends aber auch sind ihre edlen Eigenschaften liebenswerther, die Gattentreue, die Mutterliebe, die Ergebenheit alter Diener ergreifender und rührender dargestellt. Hier aber ist die romantische, auch in der deutschen Sprache so wohlthönende und so natürlich klingende Stanze am Platze. Im Uebrigen ist der Uebersetzer dem Urtext (er folgt der Ausgabe von Faesi) nach Möglichkeit treu geblieben, und da er mit sehr geringen Ausnahmen vortreffliche Verse macht, können wir seine Arbeit nach allen Seiten hin empfehlen. Namentlich unter Frauen, denen der Hexameter wie der ungereimte Vers überhaupt unsrer Erfahrung nach immer unsympathisch sein wird, dürfte seine Uebersetzung Glück und für Homer Propaganda machen.

Lose Blätter und leichte Waare. Gedichte für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Freiwilligenprüfung von Woldemar Wend. Leipzig, Verlag von B. Schlicke, 1877.

Das ist Recht, daß unser bester Leipziger Gelegenheitsdichter endlich gewagt hat, mit dem Schönsten, was seine lebenswürdige Laune, seine schelmische Fronte und sein immer vergnügter und vergnüglicher Witz ihm die Jahre daher bescheerten, vor ein größeres Publikum zu treten. Er hat durchaus nicht zu fürchten, was er in den einleitenden Versen sagt, wenn er klagt:

„Wem kam nicht schmerzlich zu Gehöre
Das Loos unzähliger Tenöre?
Im trauten Zimmer, am Clavier
Glückt mancher Ton und wirkt das Beste.
Nun treiben Muth und Ehrbegier
Zur Bühne, in Concertpaläste. —
Der Raum, wie weit! Die Welt, wie kalt!
Der Ton, der Künstler — er verhält.“

Die Welt wird nicht kalt bleiben vor diesen Gedichten, sie wird sie ihrer Mehrzahl nach allerliebft finden, es wird ihr warm, traulich, im besten Sinne

gemüthlich dabei um's Herz werden, vor allen Dingen aber wird sie lachen über den gesunden Humor, der hier so gewandt dem Klavier der Sprache die unerwartetsten Klänge und Anklänge entlockt. Einige von den Scherzen, welche der Cyclus „Fröhliche Liebe“ umfaßt, hätte Goethe nicht anmuthiger schaffen können. Nr. 5, „Vor der künftigen Wohnung“ ist ein wahres Kabinetsstück neckischer, niedlicher Behaglichkeit. Von den Gedichten der zweiten Gruppe „Für liebe Freunde und freundliche Gelegenheiten“ wird namentlich das von der Ruckuhr, sowie das an Karl Mathy gefallen, doch wolle uns der Verfasser verzeihen, wenn wir bei letzterem die Weglassung des Epithetons „preußische“ vor dem Worte Verschwörung auf dem Titel nicht nothwendig und in der Veränderung der ursprünglichen Zeilen in Strophe 6:

„Hin nach Berlin den trug'gen Denker,
Nach Pausa hin den Mann der That“

keine Verbesserung zu finden vermögen. Ungemein komisch und originell sind in dem Kapitel „Jocus“ zunächst die „Deutschlands akademischen Jünglingen“ gewidmeten Verse, wo es von dem strebsamen Studirenden u. A. heißt:

„Als Glück von beträchtlicher Größe
Erkennt's auch mit Dank sein Gemüth,
Wenn er sich geöffnet die Schöße
Achtbarer Familien sieht,“

dann der „Dithyrambus auf das Relative“. Ebenfalls voll schnurrige Einfälle und drollige Wendungen endlich ist „Das Buch der Jahrtausende“ eine gereimte Weltgeschichte „der Nation als Lehrbuch, zum Selbstunterricht und für das Freiwilligenexamen dargereicht.“ Den Schluß machen eine Anzahl hübscher Räthsel. Wir empfehlen das kleine Buch als zu dem Besten gehörig, was die neuere deutsche Dichtkunst auf dem Gebiete des Schalkhaft-Anmuthigen uns geboten hat, und sind überzeugt, daß unsere Leser uns für die Empfehlung von Herzen dankbar sein werden, wenn sie die Bekanntschaft dieses lebenswürdigen Dichters machen.

Abhandlungen von J. G. Droysen. Leipzig, Veit und Comp. 1876.

Neun Aufsätze des bekannten Geschichtsforschers, die zur Aufhellung verschiedener Punkte in der neuen Geschichte dienen, und von denen die meisten allgemeines Interesse beanspruchen, was namentlich von den drei ersten gilt. Nr. 1 der Abhandlungen, die zugleich von allen den größten Raum einnimmt, ist ein Beitrag „zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830 und 1832“, der uns die Stellung zeigt, welche die deutschen Haupt-

mächte in jener Zeit zu den Umgestaltungen in Frankreich und Belgien sowie zum Zollverein einnahmen. Nr. 2, „Preußen und das System der Großmächte“ betitelt, ist der Wiederabdruck einer 1849 erschienenen Flugschrift, die durch die treffende und klare Darlegung, mit der sie schon damals das nothwendige Programm der preussischen Politik in Betreff der deutschen Frage aufstellte und entwickelte, in weiten Kreisen Sensation erregte. Die dritte Abhandlung sodann, „Zur Geschichte der deutschen Partei in Deutschland“ behandelt eine Episode aus der Geschichte des Fürstenbundes und beleuchtet vorzüglich den Einfluß, den Karl August von Weimar hier übte. Der folgende Aufsatz: „Ein historischer Beitrag zur Lehre von den Congressen“ führt uns in die Zeit nach dem spanischen Erbfolgekriege zurück, wo die Diplomatie an die Stelle der Entscheidung politischer Fragen durch Kriege, die Entscheidung auf Congressen zu setzen bemüht war, was mit dem Auftreten Friedrichs des Großen ein Ende nahm. Der nächstfolgende weist mit Hülfe von Pariser Documenten nach, daß der bekannte Nymphenburger Vertrag, angeblich 1741 zwischen Frankreich und Bayern abgeschlossen, niemals existirt hat, sondern eine Fälschung ist. In der sechsten Abhandlung wird die gewöhnliche Ansicht, als sei der Gedanke der Eroberung Schlesiens Friedrich dem Großen plötzlich gekommen, zurückgewiesen und dargethan, daß dieser schon vor dem Ableben des Kaisers nicht sowohl die aussichtslose jülich'sche Succession als vielmehr Schlesien, mit dem die sächsischen Könige von Polen ihre Kurlande zu verbinden wünschten, im Auge hatte, und daß er für diesen Preis Oesterreich gegen die der pragmatischen Sanction feindlichen Mächte zu unterstützen bereit war, daß man aber in Wien andere Absichten verfolgte. Der siebente Aufsatz geht wieder in etwas frühere Zeiten zurück, indem er uns mit dem im Wiener Vertrag von 1719 abgeschlossenen, von Georg dem Ersten von England angeregten Bündnisse Oesterreichs, Großbritanniens und Sachsen-Polens bekannt macht, welches auf die Bekriegung und Verkleinerung Preußens für den Fall abzielte, daß dieses der Erwerbung Mecklenburgs durch Hannover nicht zustimmen sollte — ein Bündniß, welches nach wenigen Monaten sich auflöste, als nach dem Tode Karls des Zwölften England den Beistand Preußens bedurfte, um den Frieden zu Stande zu bringen. Die beiden andern Aufsätze sind nur für Historiker von Fach bestimmt. Der eine gibt eine Charakteristik Pufendorfs, des Geschichtsschreibers Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, der andere beschäftigt sich mit der jülich'schen Erbfolgefrage, deren Phasen der Verfasser bei Betrachtung einer dieselbe behandelnden Flugschrift, des Stralendorff'schen Gutachtens, vor uns entwickelt. Alle diese Gegenstände sind mit dem Talente für Auflösung und Klärung auch der verwickeltesten und dunkelsten Fragen

behandelt, welches wir bei dem Verfasser der „Geschichte der preussischen Politik“ immer zu finden gewohnt sind, aber auch mit der ihm gleichfalls eigenen Trockenheit und Nüchternheit, die Menschen und Dinge nur ausnahmsweise und dann nur kurz schildert und charakterisirt.

Vier Jahre Kulturkampf von Dr. Ferdinand Schroeder. Frankfurt a. M. Verlag von Zimmer, 1876.

Diese Schrift, welche das 5. Heft des ersten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ bildet, bespricht den vom Titel genannten Streit vom Standpunkte der Partei der süddeutschen „Reichspost“, d. h. der protestantischen Gegner der Maigesetze, doch in gemäßigter Weise, sieht allerlei traurige Wirkungen des Kampfes der „Omnipotenz“ des Staates mit der nach dem Verfasser ihm gleichberechtigt nebengeordneten Kirche und prophezeit noch mehr Unheil. „Wenn die Regierung sagt: wir können nicht einlenken; denn es handelt sich um die Souveränität des preussischen Staates, so werden die Bischöfe antworten: und wir können es nicht; denn es handelt sich um die Selbständigkeit der Kirche, um die Existenz der römischen Kirche in Deutschland. Damit kommen wir nicht weiter. Aber damit würden wir weiter kommen, wenn jeder Theil nicht zuerst von dem andern erwartete, sondern bei sich selbst damit anfinge, sich des Volkes jammern zu lassen, die Einen darum, daß es vermilbert, die Andern darum, daß ihm das Brod des Lebens so theuer wird. Und wenn darin beide wetteiferten, dann würde kaum noch die Frage entstehen, welcher von beiden Theilen zuerst die Hand zum Frieden bieten solle.“ Wir sagen dazu: auch damit kommen wir nicht weiter; denn das sind allgemeine Redensarten. Der Staat verlangt, daß die Kirche seinen Zwecken nicht entgegentrete, daß sie sich nur um sich, nur um überirdische, nicht um weltliche Dinge kümmerge; die Kirche hat diesem Verlangen zu entsprechen, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, die Macht und Gewalt in allem, was nicht zum Dogma gehört, und wenn etwas zum Dogma gemacht worden ist; was staatsfeindlich ist, so hat sie dem Staate auch dies zu opfern. Wir dulden die Polygamie der Mormonen nicht, wir dulden auch keine Mitregierung des Romanismus in staatlichen Angelegenheiten. Entsteht daraus Schaden für die Kirche, so fällt die Schuld daran nicht dem Staate, sondern der Herrschsucht Roms und der Verblendung seiner Anhänger in Deutschland zur Last.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüffel & Herrmann in Leipzig.